

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Heinz Kefler ging langsam. Es fiel Gerda auf. Als ob er den Abstand von dem Baare da vorn noch absichtlich vergrößern wollte. Eine Bekommenheit überfiel sie da. Was hatte er — was wollte er? Und sie fühlte, wie der schon aufgeregte Takt ihres Herzens noch schneller ging, immer schneller. Und plötzlich setzte er für einen Moment mit beständigem Stoden ganz aus. Heinz Kefler war stehen geblieben. Und vorn die beiden waren verschwunden hinter den Büschen der Wegbiegung. Allein mit ihm war sie in den stillen Anlagen des Stadtparks.

Jetzt — jetzt!

Sie fühlte nur in dumpfem Brausen taktmäßig die Blutwellen im Ohr anschlagen.

„Fräulein von Henning — hat Sie es eigentlich nicht gewundert, daß ich wieder nach hier kam?“

„Gewundert?“

Sie wiederholte es ganz mechanisch, den Blick geradeaus auf den Birkenstamm vorn am Wege gerichtet.

„Nun ja —“ es klang ein wenig ungeduldig — „schließlich ist Ellerstadt doch gerade kein Weltbad, wo man sich eo ipso als Sommergast einquartiert.“

„Ganz recht — und warum kamen Sie da eigentlich auf diese Idee?“

Eine lebhaft, fast ärgerliche Bewegung bei ihm.

„Sollten Sie das wirklich nicht wissen?“

„Wie sollt' ich —?“

Aber in ihre Augen, die immer noch an dem Birkenstamm hingen, kam ein geheimes Flimmern.

Da trat er vor sie.

„Fräulein von Henning!“ Und sein Ton war so zwingend, daß sie zu ihm aufsehen mußte. „Seien wir doch offen zueinander. Sie wissen es ja: ich kam hierher — nur Ihre wegen!“

Aus ihrem Antlitz wich leise die Farbe. Aber ihr Ton verriet nichts von ihrem Empfinden, als sie erwiderte:

„Da Sie es sagen, wird es wohl so sein.“

Es klang sogar kühl, als wollte sie ihn wieder in die nötige Distanz weisen.

In seinen Zügen suchte es auf.

„Ist Ihnen mein Hiersein wirklich so gleichgültig?“

„Was berechtigt Sie zu dieser Frage, Herr Kefler?“

Aus dem ganz blassen Antlitz kam die Gegenfrage, mit einer frostigen Unnahbarkeit. Das Grollen in seinem leidenschaftlich bewegten Gesicht wurde da noch drohender.

„Was mich berechtigt? Muß ich es Ihnen sagen? — das ernste Interesse, das ich an Ihnen nehme!“

„Sie kennen mich ja noch kaum.“

„Braucht es dazu Wochen, Monate? Gehören Sie zu den Leuten, den traurigen Konventionenmenschen, bei denen sich immer alles häßlich reglementsmäßig abspielen muß? — Fräulein Gerda! Lassen Sie doch endlich die Maske fallen, mich endlich wieder Ihr wahres Gesicht sehen. Warum jetzt auf einmal diese Komödie mir gegenüber? Pardon für das Wort — aber ich kann mir nicht helfen.“

In Gerda war ein letzter Kampf. Dann sah sie ihn an, immer noch blaß, aber mit großen, ernsten Augen:

„Nun gut, lassen Sie mich rückhaltlos sprechen. Gewiß, ich bemerkte natürlich Ihr Interesse. Aber — hatte ich irgendeinen Anhalt für seinen Ernst?“

Es war, als wollte er leidenschaftlich losbrechen, aber dann gab er zu:

„Sie haben recht. Was wissen Sie im Grunde von mir? Ja, vielleicht — ich fürchte, ich bin sogar sicher: das, was Sie wissen, vom Hörensagen, es war wohl gerade keine Empfehlung für mich.“

„Der Klatsch gleitet an mir ab.“

„Fräulein Gerda!“ Eine impulsive Bewegung, als wollte er nach ihrer Hand greifen. Aber dann beherrschte er sich doch. Nur aus seinen Augen brach es. „Ich danke Ihnen! Und nun lassen Sie mich einmal offen sprechen, ganz offen. Denn Sie haben ein Recht, zu wissen, wer ich bin. Darf ich?“

Ein kaum merkliches Reigen ihres Hauptes, doch es ließ ihn hoffnungsfroh aufatmen.

„Ich sagte Ihnen schon damals, gleich bei unserem ersten Begegnen — Sie besinnen sich wohl noch? — ich bin ein Fahrender, und mein Leben bisher war unstet — bisweilen wild, ich leugne es nicht. Aber ich bekannte Ihnen auch weiter: ich war trotzdem ein Suchender, nach dem heiligen Feuer. War es meine Schuld, daß ich es so lange nicht fand, daß mich manchmal falsches Licht trog?“

Sie erwiderte nichts. Aber in ihrem Schweigen war etwas, was ihm den Mut gab, weiterzusprechen.

„Und nun fand ich Sie, Gerda. Sie nahmen von mir Besitz im ersten Augenblick. Sie wissen es ja. Freilich — Sie sehen, ich bin rückhaltlos offen, mir selber zum Schaden vielleicht; aber Sie sollen mich kennen lernen, wie ich bin — nicht gleich empfand ich das für Sie, was ich jetzt empfinde. Es war zunächst nur Ihre bezwingende Erscheinung — bitte lassen Sie mich das alles sagen. Aber dann, als ich Sie kennen lernte, im Gespräch, da kam es über mich: Sie waren ein Mensch, wie ich ihn mir ersehnte, wie ich ihn brauche — ohne Vorurteile, und doch so groß und hoch. Und auch Sie trugen das Sehnen, waren einsam hier. So ergriff es mich denn. Das Hoffen: war das nicht mein Schicksal und — vielleicht auch das Ihre? — Sehen Sie, Gerda, nun wissen Sie, wie es um mich stand, und jetzt —“

Heinz Keflers Blick suchte Gerda, die immer noch blaß vor innerster Erregung vor ihm stand. Da war nun die große Stunde ihres Lebens. Ein Wogen war in ihr, das ihr die Brust sprengen wollte. Seine Worte, aber fast noch mehr der weiche, dunkle Werbelaut seiner Mannesstimme,

lösten ein heißes Ueberfluten ihres Empfindens aus, ein herausdrängendes Glücksgefühl: Nun, nun fand all ihr Sehnen sein Erfüllen! Alle Selbstquälerei, der Zwiespalt ihres Inneren hatte nun ein Ende. Und doch — klang da nicht von fernher etwas wie ein Warnen? Nichts Bestimmtes, Gedankenklares; aber ein Ahnen, dunkles Befürchten aus den unergründlichen Tiefen des Instinkts heraus.

„Gerda!“ Ein leidenschaftsdurchzitterter, leiser Ton nur, und da war wieder das andere, das stärker war: das heiße Pulsen ihres jungen Lebens, das seine Erfüllung forderte. So fand Heinz Keffler die, die er suchte.

Gerda hatte, zu Hause angelangt, sofort ihre Mutter aufgesucht und ihr Mitteilung gemacht.

„Kind, Kind — aber das ist ja ganz unmöglich!“ Frau von Henning, im höchsten Maße betroffen, konnte nur immer wieder den Kopf schütteln.

„Ein Schauspieler — wie konntest du denn überhaupt nur —? Und er! Es ist ja unerhört, daß er das ohne unseren Willen wagte. Ohne sich überhaupt bei uns vergewissert zu haben.“

„Mein Gott, Mama — das kam eben so. Es war ja heute die erste Gelegenheit, wo er mich einmal ungestört sprechen konnte.“

„Ganz gleich. Keine Entschuldigung. Ein Mann von Erziehung und Gesinnung tut das eben nicht. Da siehst du gleich den Unterschied. Nimm neulich Klaus Petersen, der wußte, was sich gehörte, kam erst zu mir und zum Vater, und dann erst hielt er bei Astrid an.“

„Doch bloß eine leere Formalität. Meinst du etwa, Klaus und Astrid wären sich nicht vorher völlig einig gewesen? Und ob es nun Blicke sind oder Worte!“

Aber die Mutter konnte von ihren Bedenken nicht lassen, wenn sie freilich allmählich auch in das Stadium des Erwägens geriet.

„Ein Bühnenkünstler — ich komm' und komme darüber nicht weg! Gewiß ein erster in seinem Fach, und in seinen Kreisen sehr geachtet —“

„Doch auch anderswo, Mama! Würde ihn sonst eine Prinzessin zu sich laden?“

„Ja, ja gewiß, aber unsere gute Juliane —“ und Frau von Henning zuckte die Achseln. „Wir wollen uns doch nicht im unklaren darüber sein, daß man sie bei Hofe nicht recht voll nimmt. Man läßt sie mit ihren Extravaganzen notgedrungen eben gewähren, aber im übrigen —“

„Nun, in Berlin ist Heinz aber nicht minder beliebt. Er ist doch wiederholt von hoher Stelle ausgezeichnet worden, und es schweben bereits Verhandlungen wegen seines Uebertritts zur Hofkapelle. Ich weiß es doch von ihm selbst.“

„Nun gut, mag sein — ich gebe ja überhaupt zu, nach mancher Richtung hin wäre die Sache ja schließlich wohl diskutabel.“

Der Mutter fiel ein, was Frau Brenden da neulich erzählt hatte. Was diese Künstler verdienen sollten — wahre Künstlergehälter. Und auch ihre gesellschaftliche Stellung in Berlin. Man trieb ja dort wohl einen förmlichen Kultus mit ihnen.

Und anderseits — es war so schwer, gerade für Gerda zu sorgen. Wie oft lag ihr das nicht auf dem Herzen, seitdem sich für sie die Chancen mit Klaus zerschlagen hatten. Sie sah ja sonst keine Aussichten für ihre Tochter, und der Gedanke, daß das schöne Mädchen nach verblühter Jugend einmal in dumpfen Stiftsmauern ihr Leben vertrauern sollte, war doch zu schrecklich.

Also wenn sich da nun wirklich für Gerda eine Möglichkeit bot — sollte, dürfte man sie ihr benehmen? Nur aus Standesvorurteilen heraus?

Frau von Henning geriet immer tiefer ins Nachdenken, und die Situation mochte ihr schließlich wohl doch nicht mehr ganz so unmöglich erscheinen. Denn wenn sie jetzt zwar auch schwer aufseufzte, so erhob sie sich doch.

„Ich weiß ja nicht, Gerda, ob wirklich daran zu denken ist, aber auf alle Fälle will ich doch mit dem Vater sprechen, und zwar gleich, sowie Ahlburg wieder heraus ist. Er ist nämlich augenblicklich drüben bei ihm.“

Doch Gerda trat der Mutter entgegen.

„Ich danke dir herzlich, Mama. Aber bitte — laß mich selber mit Papa sprechen.“

„Traust du mir nicht zu, daß ich deine Sache genügend vertreten würde?“

Es klang verlegt.

„Doch, Mama, selbstverständlich! Aber ich möchte trotzdem lieber nicht — ich möchte lieber allein, ohne Mittelsperson — es kommt mir so feige vor, daß ich mich hinter dir verstecken soll.“

Die Mutter beschwichtigte sich da wieder.

„Nun, wie du willst. Ich werde ja nachher doch auch noch ein Wort dazu zu sprechen haben.“

Vielleicht war es sogar besser so, ihr Mann machte seiner heftigen Erregung erst Gerda gegenüber Luft. Dann war er nachher eher für Vernunftgründe zugänglich. Also sagte sie denn zu der Tochter:

„So geh nur zum Vater. Aber mach' dich auf allerlei gefaßt.“

Gerda nickte nur stumm, doch es senkte sich ihr jezt, als sie zum Arbeitszimmer des Oberstleutnants hinüberschritt, lastend auf die Seele. Sie ging da einen schweren Gang. Sie wußte es wohl.

Vor dem Eingang zu des Vaters Tür, in dem als Diele ausgestatteten dämmerigen Hausflur des altertümlichen Hauses, wartete Gerda. Gedankenvoll stand sie an dem buntverglasten Hoffenster, bis das Geräusch der sich öffnenden Tür sie zum Umdrehen veranlaßte.

Ahlburg trat heraus. Als er sich ihr so unvermutet gegenüber sah, schreckte er leise zusammen. Aber gleich hatte er sich wieder in der Gewalt und machte ihr eine stumme Verbeugung. Auch sie dankte ohne ein Wort. Etwas unsicher glitt ihr Blick dabei über seine Züge. Die kamen ihr so verändert vor. Gar nicht mehr das Offene, Freundlich-Helle, das sie früher so wohlthuend an ihm empfunden hatte. Ihr Werk! Und mit einem dunklen Schuldbewußtsein sah sie ihm nach, bis er hinter der Portiere vorn am Ausgang verschwunden war.

Da atmete sie noch einmal tief. Dann trat sie zu ihrem Vater über die Schwelle.

Der Oberstleutnant steckte gerade eine neue Zigarre in Brand.

„Na —“ die dunkle Felix-Brasil noch zwischen den Zähnen nickte er Gerda gutgelaunt zu — „was bringst du Gut's, Mädel?“

„Ich — ich hab' dir etwas mitzuteilen.“

„Das kommt ja so gedruckt heraus!“ lachte er gemühtlich. „Was hast du denn ausgelesen — hm?“

Und er legte die Zigarre weg, nahm das schöne Mädchen, sein Lieblingskind, mit seinen schweren Händen bei den Schultern und schüttelte sie im Scherze ein wenig hin und her. „Lieber Vater,“ ihr Auge blickte ihn klar und groß an, und nun stieg ein stummes Bitten in ihm auf, „ich hab' mich eben verlobt — mit Heinz Keffler.“

„Was?“ Die mächtigen Hände gruben sich ihr schmerzhaft in das zarte Fleisch. „Mit dem Schauspieler?“

Sie nickte nur. Aber das Bitten in ihren Augen ward zum weichen Flehen.

„Das ist ja Blödsinn!“ Und er gab sie frei, so plötzlich, daß sie fast taumelte. „Kompletter Blödsinn!“

Dumpf grollend kam es aus seiner gewaltigen Brust. Dann steckte er sich die Zigarre wieder in den Mund. Mächtige Rauchwolken von sich stoßend, ging er durchs Zimmer hin mit schweren, klirrenden Schritten. Und machte wieder lehrte, so scharf und plötzlich, daß auf dem Bord überm Sofa die Silberbecher und Pokale klirrten — alte Renntrophäen. Er hatte da eben wohl nicht recht gehört. Und er vergewisserte sich, mit befehlsgewohntem Blick:

„Du meinst, er hat dir da was von seiner Liebe vor erzählt. Aber du hoffentlich —“

Doch Gerda hielt dem durchdringenden Blick stand.

„Nein, Vater. Ich sagte es dir ja schon: ich hab' mich mit ihm verlobt.“

„Verlobt!“ Da brach es los. Die dröhnende Stimme, die das Gerassel der Batterien zu übertönen gewöhnt war. „Verlobt! Ohne unser Wissen und Wollen — bist du von Sinnen, Gerda?“

„Verzeih — wir haben natürlich eure Zustimmung dabei vorausgesetzt.“

„Rebensarten! Ein Mädchen von guter Familie und ein Mann, der auf sich hält, sehen eben nichts voraus. Man spricht erst mit den Eltern. So gehört sich das, und nicht anders.“

Gerda heftete die Augen fest auf den Aufgeregten.

„Lieber Vater, wenn man jung ist, denkt man eben anders.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frühlingstag auf Korfu.

Von Dr. Wilhelm Winger.

Ehe noch die Frühlingssonne die ganze Pracht süblichen Frühlings der Erde entlockt, treibt es auch diesmal wieder Kaiser Wilhelm in sein Jauderschloß an der Adria. Dann sangen nur eben auf den Wiesenhängen Korfus die Anemonen an zu sprechen, Feigen, Oliven und Myrthen blühen verstockt in den Gärten und die ersten Nellen und Rosen beginnen zu knospen. Aber süßliche Winde und kalte Nächte verkümmern noch den Vollgenuß des süblichen Frühlings. Indessen gerade die ahnungsvolle Verhheit dieses Vorfrühlings ist es, die Kaiser Wilhelm besonders liebt. Voller, berausender, sieghafter aber lacht der sübliche Venz an den Küsten der Adria erst im Maien. Meint es dann die Sonne auf den schattenlosen Wegen zwischen den weiten Frucht- und Blumengärten Korfus auch oft allzu gut — der Eindruck all der paradiesischen Schönheit, die der Frühling mit einem Male auf das Wunderland ausstreut, bleibt jedem, der ihn einmal erleben durfte, unauslöschlich für alle Zeit.

Bei wilder Bora hatten wir San Giovanni di Medua, um dessen paar Häuser im Balkankrieg so viel gestritten worden ist, verlassen. Immer tiefer sinkt jetzt die quer über den Horizont gelagerte schwere Wollenwand, immer stiller werden Meer und Himmel, immer leuchtender die blauen Berge, immer weicher die Winde. Santa Quaranta liegt hinter uns — und nun löst sich die Welt plötzlich auf in einen einzigen süßen Zusammenklang aus tausend duftig-blauen Farbentönen . . . ein neues hehres heißerlebtes Erlebnis kündigt sich an: Griechenland! Aber wer da glaubt, sich völlig ungestört den traumhaft schönen Eindrücken einer Griechenlandreise hingeben zu können — der kennt das Reisen im Süden, vor allen im Orient, nicht. Wie ein Mädchen schwarm hat sich schon in Santa Quaranta eine Schar aufdringlicher Fremdenführer, Portiers und Hotelagenten auf unser Schiff niedergelassen. Die ganze kleine nordische Reisegesellschaft soll im letzten Augenblick müde gemacht werden. Und ich wollte doch nicht den internationalen Reisetrouble in den Korfuier Allwelts-Hotels d'Angleterre und Saint Georges mitten in der Stadt Korfu teuer bezahlen. Wie viel stimmungsvoller mußte sich die Maienschönheit Griechenlands genießen lassen im bescheidenen feigenumrankten Häuschen hoch auf felsigem Abhang über dem Meere! Ich entsliehe dem Drängen, Vorschlägen, Abweisen und Feilschen auf der Kommandostraße, um die wunderbare Annäherung an die zweijährige zypressenumstandene Zitadelle von Korfu, an die schmale immer höher wachsende weiße Häusermasse der Stadt, an die saftig-grünen fahngeschwungenen Buchten zu erleben. Aber die Landung schon reißt wieder aus allen Himmeln. Im Orient sind die Reisenden nun einmal um der Gepädträger willen da, nicht umgekehrt. So mußte der Kampf mit Gepädträgern, Bootsführern, Hotelagenten durchgekämpft werden vermittels einer Hand voll Frankstücke und Grobheiten, erschwert noch durch den Zustand, daß es Privatlogis in Korfu überhaupt nicht gibt, aus dem einfachen Grunde, weil selbst zur „Saison“, wenn Kaiser Wilhelm da ist, die Kiesenhotels noch nicht einmal voll, sonst aber meistens leer sind. Denn Korfu ist wegen seiner Schattenlosigkeit noch immer keine geeignete Erholungsstation. Die Ausflüge sind sehr ausgedehnt, und am Ziele in den Dörfern gibt's nur verdorrnetes Kofinenbrot, warmen Wein und schlechten türkischen Kaffer. Die englischen Reisenden, die Korfu als Zwischenstation zum Uebergang vom ägyptischen Winteraufenthalt benutzten, um dann in Albanien auf Eber zu jagen, gehören der Vergangenheit an. Wie so manches in dieser einst blühendsten Hafenstadt Griechenlands! Schauernd betreten wir die verfallenen Döfen im schönsten Prunzzimmer des größten Hotelbaus am Hafen „Hotel de Konstantinople“. Abgerissene Goldtapeten, in Fegen herabhängende Gardinen und elend zertrümmerte Waschtische verschrecken uns rasch wieder aus dem „Maienhotel“ zum Entsetzen seines Wirtes, bis wir durch Vermittlung des deutschen Bierrestaurants endlich in der einzigen Pension Korfus, die eine Deutschschweizerin sauber verwaltet, behagliche Unterkunft finden.

Der Morgen hält uns noch in der Stadt Korfu. Zwischen Zypressen und Felsgrotten erklimmen wir die Plattform der Zitadelle von Korfu. Da liegt in kristallen-strahlendem Lichtmeer die ganze Herrlichkeit dieses glücklichen Eilands um uns herum. Vor uns die Stadt, rechts der kleinere Küstenbogen, der mit lieblichen Hügelreihen das blaue Hafenbecken umschließt, links der größere, der sich mit dem Achilleion als weißem Punkt auf grünem Höhenrücken weit im süblichen Blau verliert. Hinter uns wie ein duftiger Goseggleiter die heile Felsenküste Albanien's. Dort von dem reichen Grasplateau, der arfadengeschmückten Esplanade, geht es die breite Platanenallee am silbernen Strand entlang nach der sonnenstimmenden Bucht von Canone, nach den Zaubergärten von Kon Repos, nach dem Kaiserschloß Achilleion.

Noch brennt die Sonne nicht allzu glühend. Ein fahler Erdgeruch entströmt den Gärten, die reichlicher Regen satt getränkt, Lautropfen bligen von tausend Blättern, und wie ein Meer heißer Blumendüfte schwebt es über die Straßen. Welch wunderbares Wandern in einen solchen Morgen hinein! Aus den Gärten, märchenhaft fruchtbar wie die Gärten der Heperiden, treten kleine, schmude, tierliche Mädchen mit frühlichem Lachen, uns Blumen zum Kauf anbietend. Besonders reizende Knaben mit stillen, tiefen, seelenvollen Augen wollen uns mit Früchten ver-

sorgen. Wie ävdig spricht und blüht und fruchtet und quillt's auch aus den Gärten Korfus! Fruchtbeladene Feigen-, Apfel-, Birnen- und Pfirsichbäume hängen ihre Zweige über die Straße, glutrote Granaten, weißblühende Kasteen leuchten im Aetherblau, goldgelbe, durstlöschende Nüßeln — nicht zu verwechseln mit anderer häßlicheren, trocken-mehligten Frucht —, pralle, große Stagirischen, goldene Drangen und Zitronen schimmern im dunkelgrün glänzenden Laub. Und den hehren Glanz einer herrlichen Natur konnte auch von den Häuptern der Bewohner dieser Insel die rauhe Sand des Weltenschicksals nicht ganz hinwegwischen. Die Korfoten sind stolz, daß sie sich im Sturm der Jahrhunderte den Stempel griechischer Kultur durch römische, normannische, venezianische, englische und türkische Bedrückung bis heute siegreich erhalten haben, stolz, daß ein Deutscher, der Graf v. der Schulenburg, Korfu 1716 endgültig vor den Türken rettete, wie sein Denkmal auf der Esplanade erzählt. Griechisch ist noch heute die stolze Haltung der Frauen, deren Kopf von dem malerisch vieredig gefalteten Tuch umrahmt ist oder grazids den großen altgriechischen Wasserkrug trägt — die Urbilder der Karpatiden — griechisch die ebenmäßigen Züge in diesen gelbbraunen Gesichtern mit den funkelnd schwarzen, bläulich umranderten Augen, der oft gradlinig mit der Stirn sich fortsetzenden Nase, dem blauschwarzen Haupthaar — griechisch die feinabgetönte Farbenharmonie auch der ärmlichsten Frauenkleidung aus hellgelb-sichtblau, rosa und weiß, griechisch auch die leichtberzige Heiterkeit des Temperaments. Uebermütig plaudernd und scherzend geben uns unsere kleinen Blumenverkäuferinnen eine Viertelstunde das Geleit, würden wir all ihre Blumen kaufen, wir würden in der Blumenfülle verschwinden! Aber auch wenn wir nichts kaufen, nur mit ihren glücklichen Augensternen lachende Blicke tauschen und scherzend uns ihrer natürlichen Grazie freuen, sind sie's zufrieden und häufen schließlich mit einem heiteren „Adio“ glücklich lachend von dannen.

Nach kurzer Wanderung stehen wir am Eingang von Mon Repos, dem weißen Schloßchen des griechischen Königs, just an der Stelle hoch überm Meer erbaut, wo vielleicht Alknoos, des Phäakentönigs, gastliche Königsbürg stand, in der der zurückkehrende Dulder Odysseus herrliche Feste feiern durfte. Ein undurchdringlicher Laubgang zum Schloße läßt keinen Strahl der heißen Sonne auf den Weg. Um so leuchtender ist die bunte, schier märchenhafte Pracht, die ungehemmte Sonnenglut in dem strogenden Garten erzeugt, der in seiner verwegenen Wildheit jeder Kunst des Gärtners zu spotten scheint! Büsche, Rose dicht an Rose, fast kein Laub, baumartig emporwachsende Margariten, unzählige Arten Primeln, Löwenmaul, Orchideen, Nellen und Rohn, darüber ein Gemir von Kiesenpalmen, Buchsbau, Granaten und Drangen, aber dem Nasen blühende Myrthen und uralte tausendfach verknöcherte Oliven, als stammten sie noch aus den Zeiten Homers. Und über allem träumt der stille blaue Nachmittag — in der Ferne schimmert sanft der zarte lichte grüne Spiegel des Meeres . . . Und wie hier sagenhafte Vergangenheit ihre Flügel hinüber schlägt in die sichtbare Gegenwart — so auch im nahen Gariza. Zwischen Gärten und Blumenbüschen sind Kanäle und Löcher gegraben und wir wandern — dank der Ausgrabungstätigkeit Kaiser Wilhelms — wieder auf den Tempelstufen der Kiesenorgo, deren wichtiges Siebelfeld wir im kleinen Korfuier Museum bewundert haben. Als sich die griechische Plastik noch in primitiven Anklängen an assyrische und persische Vorbilder bewegte und auf die Darstellung dämonischer Naturwesen beschränkte, entstand diese gewaltige Orgo. Ihre Auffindung erganzte in unschätzbare Weise die wenigen großen Ueberreste aus jener Vorzeit griechischer Kunst. Von Gariza ist es nur eine kurze Wegstrecke zum landschaftlich reizendsten Punkt in Korfus nächster Umgebung, nach Canone. Die Landstraße hoch auf dem Plateau stoßt plötzlich hart ans Meer. Laubengänge am steilen Ufer laden zur Raft beim goldigen Kephalonier oder beim tiefdunkel-seurigen Griechewein. Und wer wollte hier nicht rasten? Solch süße Stätten traumhaft stiller, weltentrückter Schönheit hat die Welt nur wenige aufzuweisen! Dort unten senkt sich die sanftgeschwungene Küstenlinie zu der Wiese am Strande, auf der einst die holde Nausikaa den schlafenden Odysseus fand. Inmitten aber der blauen Meeres einsamkeit unter uns schweben wie Märchen auf dem Wasser Spiegel zwei kleine Wunderinseln, die den geheimnisvollen Grundton anschlagen zu der feierlich stillen, traumhaft seligen Stimmung dieser Landschaft, die sich in die Seele singt wie ein Beethoven'sches Adagio molto e cantabile. Um einen Hügel und ein Häuschen streben auf der einen wie auf Böcklins Toteninsel dichtgedrängt spize Cypressen gen Himmel, während auf der andern, die ganz von einem griechischen Kloster malerisch überbaut ist, Mönche durch weltentrückte Kreuzgänge einsam wandeln. Weiße Gischt umspült die roten Mauern, und leise klingt der Gesang der grünen Wellen durch die Nachmittagsstille zu uns herauf. Schweigend versinkt die Seele im Schauen von so viel Schönheit in tiefes Träumen, in seliges Selbstvergessen . . .

An einem Spätnachmittage, als die lachende Maien Sonne goldig die Hügel und Wälder von Pefesa vergoldete, standen wir auf der Terrasse des Achilleion oder Achilleon, wie die Korfoten es nennen. Als ein rechter Winkel mit der Spitze nach dem Lande öffnet sich hoch oben auf dem Berggründen das Schloß der Kaiserin Elisabeth nach dem Meere und schließt hier den zauberhaften Garten, die schönste „Terrasse des Achilleion“ ein.

Denn hier bildet das Schloß nur ein rechteckiges Säulenparterre, während es nach der Landseite mit ihren Terrassenvorbauten vierköpfig ist. Von jedem Punkt dieses einsamen Gartens hier oben schweift der freie Blick über die ferne Stadt, über Olivenwälder, Rebhänge, Felsenberge und Meeresküsten, über weite Länder und ferne Meer. Trotz solch siegbarer Freiheit ist aber hier oben eine olumpische Ruhe, ein tiefer Frieden, eine hehre Abgeschlossenheit von allem Irdischen, allem Profanen. Hier schweigt das Herz in einer Harmonie der Farben, Formen und Linien, die die Natur zum besten Kunstwerk macht — in einer Kunst, vornehm, leuchtend und groß, wie die erhabenste Natur! Ein Wald von Duzenden meterdicke Riesenpalmen überschattet uns mit kolossalen, dicht verschlungenen Wedeln — zu ihren Füßen zauberhafte Mauerabatten — Rasen würde dieser königlichen Pracht nicht genügen — aber und über blühende Beete nur aus Tulpen, nur aus Primeln unzähliger wunderbarer Arten, nur aus düstigen Spazianthen oder zarten Anemonen. Sechs hohe, schneeweiße Marmorsäulen tragen den mit homerischen Bildern an den Wänden, auf dem Boden mit Mosaik geschmückten Hallengang, von dem man durch riesige Glascheiben in die Pracht der Gemächer und in das in edlem pompejanischen Stil gemalte Treppenhäus hinausschaut. Vor jeder der neun Säulen die überlebensgroße Marmorstatue einer Muse. Wir wandern zögernden Schrittes durch diesen olumpischen Hain, in dem uns die Sonne mit elysischen Dürften umrauscht. An dem kleinen Tempel vorbei, in dem die Marmorstatue der Kaiserin Elisabeth steht, schauen wir tief in den graden Weg hinab, der zum Landungspavillon des Kaisers führt. Leise klingt von da unten das Rauschen der Wellen zu uns herauf, die sich an den Treppentufen brechen. Da wo das edle Marmorbild des sterbenden Achill von Herter steht, schreiten wir die Treppentufen hinab zur äußersten, palmenüberschatteten Terrasse hart am Abhang, wo der Blick ungehemmt über Berg, Land und Meer schweift. Und hier ragt hoch empor, wie auf den Riesenwedeln schwebend, an glücklicher Stelle dieser Achillesburg ihr königliches Wahrzeichen: der riesige bronzene Achill von Götz, den Schild fest an die Brust gedrückt, den Speer mächtig zum Himmel redend. Glähen sinkt die Sonne über Korfu. In tausend goldenen Farben blüht und leuchtet und flimmert der duftige Abend über der Stadt, über der Pracht der Gärten und Olivenhaine, der Dörfer auf den Bergen, der Meeresbuchten und Felsenufer zu ihren Füßen.

Am goldroten Himmel empor steigt der blaße Mond. Maiennacht auf Korfu! Wir wandern durch klüsternde Haine, zu denen verholzene Düste aus den Gärten herüberwehen. Und geheimnisvoll ungeschwämmt uns kosend tausende spielender Glühwürmer, bis uns aus der Stadt von ferne leise Musik entgegenläutet. Wir geben ihr nach. Da sitzen die Männer auf den Straßen und singen zur eignen Freude mehrstimmig mit volltönendem Bass und hellstem Tenor schöne träumerische Weisen. Die köstliche Früchte und süße Lieblichkeit ihrer Natur hat die Korfioten dem rauhen Dienste des Mars oder Vulkan entwöhnt, und sie huldigen viel lieber Apoll und den Mufen, der Musik und dem Tanz. Zu allen festlichen Gelegenheiten führen sie auf der Esplanade von Korfu oder in den Dörfern graziose Volkstänze zu Musik und Gesang auf. Uns zog es dann wieder aus Meer, an den Hafen. Wie verführerisch stimmerte der Mond auf den Wasserspiegel, plätscherte das warme frühlingsgrüne Strandwasser zu unsern Füßen. Da klang leises Tönen, blumen- und laternengeschmückte Boote schweben heran, Mädchen und Jünglinge singen zur Vante süßlockende, feurigflackernde Weisen. Verholzenes Flüstern, silberbelles Lachen klingt über die Wasserfläche — Wangen erröten — Rüsse werden getauscht. O Meeresrauschen — o Maiennacht!

Vermischtes.

* Der Meerfilm. Nachdem Erde und Luftraum nach allen Regeln der Kunst „geföhmt“ worden sind, nachdem kein spazierengehender Europäer und kein baumkletternder Affe vor der „Filmhut“ mehr sicher ist, kommen die erkanteten Bestien der dunklen Meeresabgründe an die Reihe. Die Tiefseeforscher haben uns zwar Wunderdinge von der submarinen Flora und Fauna zu berichten gewohnt, sie verstanden es sogar, uns mit Originalphotos jener geheimnisvollen Meerestieren zu beschenken — nicht genug: der moderne Kulturmenschen wünscht einen von Leben und Bewegung erfüllten „Meerfilm“ zu besitzen. Kann es wundernehmen, daß just ein Amerikaner die Verwirklichung dieser Idee in Angriff genommen hat? Mutet sie doch, im lustigen Sinne des Wortes, ein bisschen „amerikanisch“ an; was im übrigen nicht hindert, daß sie der Technik recht ernsthafte Aufgaben stellt und mit den bekannten „Reporterenten“ der Pankees nichts zu tun zu haben braucht. Mister R. C. Williamson aus Norfolk legte kürzlich einer Gruppe New Yorker Finanzleute und Techniker sein hochinteressantes Projekt submariner Filmaufnahmen vor, einen bis ins einzelne durchgearbeiteten Plan, der trotz gewisser Schwierigkeiten sich durchaus im Rahmen der heutigen technisch-mechanischen Möglichkeiten hält. Ein besonderes Schiff soll für die „Tiefseeexpeditionen“ ausgerüstet werden. Der Boden des Fahrzeuges ist im mittleren Teile derart beweg-

lich eingerichtet, daß hier eine vollständige photographische Kabine ins Wasser hinabgelassen werden kann. Die Kabine, die nach einer Seite durch eine starke Glaswand abgeschlossen ist, weist hinreichend große Dimensionen auf, um den Operateur nebst einem vollständigen Film-Aufnahmeapparat zu beherbergen. Die Camera obscura, deren solide Stahlkonstruktion dem zu erwartenden Wasserdruck sowie einem etwaigen Angriff filmfeindlicher Meerestestien getrost standzuhalten vermag, bleibt mit dem Schiffsboden durch ein sogenanntes teleskopisches Rohr, einen fußbreiten, in den einzelnen Teilen sich übereinanderchiebenden Tubus in fester Verbindung. Seine technische Konstruktion erlaubt ein Versenken der Camera in ziemlich beträchtliche Tiefen und verbürgt als „Luftkammer“ das gefahrlose Arbeiten des Operateurs. Der vor der gläsernen Camera wand befindliche Teil des Wassers wird durch hinabgeschickte, mit Spiegelreflektoren versehene starke elektrische Vogenlampen erleuchtet. Der Operateur hat nun nichts weiter zu tun, als seinen Apparat auf die maßlos erkanteten Bewohner der Tiefe zu richten, die selbstredend in ganzen Scharen herbeischwimmen, um die ungewohnte submarine Illumination gebührend in Augenschein zu nehmen. Wenigstens hofft das die demnächst zu bildende New Yorker „Aktiengesellschaft für Meerfilm“ und Mister Williamson.

* Triumph der Tüchtigkeit. Die Dame hat einen neuen Parfettbühnen engagiert: „Nun, versehen Sie Ihr Geschäft auch?“ „Na, und ob, Madame. Da brauchen Sie bloß mal bei der letzten Herrschaft nachfragen. Da habe ich Fußboden und Treppe poliert, und allein auf dem Boden im großen Saal haben sich fünf Leute die Beine gebrochen und eine Dame ist die Treppe heruntergestürzt und hat eine Gehirnerschütterung bekommen.“

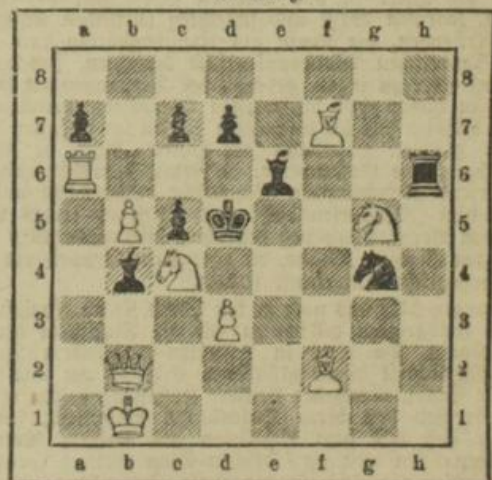
Büchertisch.

— Heimatkunst ist ein Wort, das auf alle einen gewissen Zauber ausübt, wenn es auch manchmal einen wenig erfreulichen Beigeschmack hat, von dem aber bei den Bienenhauser Figuren keine Rede sein kann, denn sie bilden ein Stück Heimatkunst für sich. Von ihnen handelt ein Artikel in der Nummer 7 der „Gartenlaube“. Er zieht diese eigenartigen Gebilde erst wieder aus Licht; sie sind nämlich sonst so gut wie unbekannt, da es eine Literatur darüber kaum gibt. Wer Bienenhausen aufsuchen wollte, würde zuerst von dem eigenartigen Kunstzweig zu hören bekommen, der dort bereits in der fünften Generation ausgeübt wird.

— Wogende, goldene Kornfelder, den ganzen Ueberflut der gesegneten Scholle, mit der selbstbewußten Besitzesfreude der Bayern, denen all dieser Reichtum gehört, weiß E. Vely mit plastischer Gestaltungskraft in ihrem neuesten Roman „Dagar“ zu schildern. Soeben in Münchners Biederichs Nr. 940 Hermann Hilger Verlag, Berlin W. 9 erschienen. Für 20 Bist ist der Roman der vielgelesenen „Vely“ in allen Buch- und Papierhandlungen zu haben.

Schach-Aufgabe.

Von G. N. Cheney,
Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:

Großer Menschen Werke zu seh'n.
Schlägt einen nieder,

Doch erhebt es auch wieder,
Daß so etwas durch Menschen gesch'ht.

Rüder.